

EVA
MENASSE
Quasikristalle

ROMAN

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2013

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Vorlage für die Umschlagillustration: © Michael Baake (Univ. Bielefeld) und Uwe Grimm (Open University)

Foto der Autorin: © Ekko von Schwichow

Gesetzt aus der Whitman

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04513-0

Nichts war einfach, bekannt, sicher, geglaubt, verbürgt.

– Janet Frame –

1 Sommerferien. Seit Wochen hatte Judith das Grundstück ihrer Eltern kaum verlassen, den verwilderten Garten, das riesige, auffällige Haus, das ihre kleine Schwester in einer Mischung aus Dreistigkeit und Unschuld *unsere Villa* nannte. Als Mädchen hatte Judiths Mutter von einem *Schlösschen* geträumt, und Judiths Vater, der sich gerade mit Verve von seinen Eltern losgesagt hatte, weil sie Nazis gewesen waren und es dennoch wagten, seine junge Frau abzulehnen, war so verliebt und kopflos gewesen, mit geliehenem Geld diese Ruine zu kaufen. Weil sie theoretisch Jugendstil war. Aber seither, seit über vierzehn Jahren, wuchs ihm die Renovierung in hinterhältigen Schritten über den Kopf, als wüsste das Haus genau, dass er sich niemals geschlagen geben würde, und verurteilte ihn, den autodidaktischen Bauarbeiter, daher zu lebenslang.

Die Gewissheit, dass es jemals Schule gegeben hatte, löste sich in der Hitze auf. Die hektischen Überlebenskämpfe kurz vor dem Zeugnis nahmen sich von hier, in der Tiefe des Zeitgrabs, genauso schemenhaft aus wie die Aussicht auf den unvermeidlichen Wiederbeginn im Herbst, für dessen kleine Änderungen (Altgriechisch als neues Fach, die schwangere Mathelehrerin und vielleicht als Sensation ein neuer, gewiss wieder verhaltensgestör-

ter Schüler) Judith nur mühsam Interesse hätte heucheln können. Aber es war ohnehin keiner da.

Xane war, anders als sonst, gleich nach Schulschluss nach Frankreich geschickt worden. Und Claudia verbrachte wie jedes Jahr fast die ganzen Ferien bei ihren Großeltern in einem fernen, westlichen Dorf. Judith und Xane wussten genau, dass ihre Briefe über Langeweile und Sehnsucht verschämte Lügen waren, denn Claudia war die geborene Bäuerin, das sah man schon an ihrem Gesicht. Bei jeder längeren Trennung steigerten sich Judith und Xane in eine Claudia-Verachtung hinein, die es eine Weile unmöglich erscheinen ließ, zu Schulbeginn wieder in die alten Gewohnheiten zu schlüpfen, das heißt, Claudia zum anhaltenden Erstaunen von Lehrern und Mitschülern als gutmütigen, dienstbaren Satelliten mit sich herumzuschleppen. Xane und Judith waren ein Amazonenduo, das sich zu blasiert für den Umgang mit dem Fußvolk gab. Keiner wagte es, sich mit ihnen anzulegen. Was Claudia erwarten würde, wenn sie sie fallen ließen, war nicht ganz klar. Aber vermutlich nichts Angenehmes.

Ein guter Kerl, hatte Xanes Mutter einmal über Claudia gesagt, und seither begannen Xane und Judith ihre kurzen, vergifteten Duette oft mit der Frage: Wie es wohl unserem *guten Kerl* geht?

Heute war ich mit der Oma in den Schwammerln, würde zum Beispiel die andere piepsig antworten, eine Ansichtskarte von Claudia aus Volksschulzeiten zitierend. Aber da sie älter und boshafter wurden, sagte inzwischen die Erste, *wahrscheinlich mistet sie den Stall aus*, und die Zweite spannt weiter, *und wäscht sich nachher die Haare mit Kernseife*, woraufhin die eine ergänzte, *du meinst, die Schamhaare*, und die andere, schon unter gepresstem Gelächter, antwortete, *hoffentlich wäscht sie nicht ihrem Opa die*

Schamhaare mit Kernseife, denn die beiden hatten vor Kurzem, nur auf Basis eines Fotos, befunden, Claudias Großvater sehe aus wie ein Kinderschänder.

Bisher war es immer gut gegangen, mit der Wiederaufnahme ihrer Beziehungen zu Claudia im Herbst. Dafür gab es Gründe. Zum einen verreiste Xanes Familie normalerweise am Sommerende, und Xane erschien erst direkt zu Schulbeginn wieder. Dann aber war die Luft draußen, und sie schämten sich insgeheim für die Dinge, die sie Wochen zuvor gesagt hatten. Und diese doppelte Scham, nämlich auch die Scham, sich zu schämen, führte dazu, dass das Thema eine Weile tabu war.

Zum anderen bekam man am Schulanfang Claudias Mutter öfter zu sehen. Sie war jung, denn sie hatte Claudia in einem skandalösen Alter bekommen, das ungefähr mit dem Ende ihrer eigenen Schulzeit zusammengefallen sein musste. Dazu war sie hinreißend hübsch, ein ungeschminkter Engel. Und sie war unkompliziert und herzlich, so wie es keine andere ihnen bekannte Mutter war, weil die Mütter ansonsten auf kratzbürstigen Sicherheitsabstand zwischen sich und ihren halbwüchsigen Konkurrentinnen achteten.

Vielleicht – das konnte Judith damals ungenau spüren – war Claudias Mutter, die jeder Lizzie nennen und duzen durfte, der Grund, warum Xane und sie Claudia erduldeten. Aber natürlich lag es auch an Claudia selbst, die sie beide von klein auf kannten, länger als einander.

Claudia war genauso blond und freundlich wie Lizzie, aber bei ihr hatte alles einen Zug ins Grobe. Ihre Nase war im Vergleich mit der ihrer Mutter nur ein winziges bisschen aufgeworfen, sah deshalb aber gleich aus wie ein Schweinerüsselchen; sie wurde, und nicht nur in der Schule, ständig rot, schwitzte leicht, verhaspelte sich

beim Sprechen und fuhr sich andauernd durch die Haare, was man denen deutlich ansah. Und während man sich bei Lizzie – oder Frau Denneberg – wie in einem heiteren französischen Film fühlte, wenn sie einem eiskalte Melonenstückchen in den Holundersaft tat, so empfanden die Mädchen Claudias Gastfreundschaft, deren Pfeiler Vollkornkekse und eine selbstgetöpferte Teekanne waren, als plump und belastend. An Claudia war das Drama der schlechten Kopie zu besichtigen. Das verstand Judith erst als Erwachsene. Damals machte es Xane und sie einfach aggressiv, dass Claudia nicht nur jedes Talent fehlte, sondern auch die mindeste Fähigkeit zur Verstellung.

Aber deshalb beschützten sie sie. Sie, von denen man annehmen hätte können, dass sie dieses warmherzige, ungeschickte, nach sämtlichen Jugendstandards immens peinliche Mädchen quälen oder zumindest kalt verachten müssten, hatten es vor langer Zeit zur Freundin erklärt. Die Richtung gab die bewunderte Lizzie Denneberg vor, die ihre Tochter mit der unerschütterlichen Nachsicht einer Kindergärtnerin behandelte und von der sie damals glaubten, dass diese insgeheim unter Claudias Begriffsstutzigkeit ebenso leide wie sie.

Und schließlich waren sie in die Verstrickungen mit Claudia schon vor langer Zeit hineingeraten, in einem Zustand kindlicher Unschuld. Judith kannte Claudia seit dem ersten Schultag, und Xane, die in eine andere Volksschule gegangen war, wohnte im selben Haus.

Am ersten Schultag, dem Fest der geschmückten Schultüten, hatte Judiths Mutter wieder einmal die Haare ihrer Tochter verleugnen wollen. Sie begann frühmorgens mit der Prozedur, die kaltes Wasser, Zitronensaft, scharfe Kämmen und ein Brenneisen erforderte. Judith schrie und

tobte, ihrer Mutter rutschte mehrmals die Hand aus, wie man die Ohrfeigen damals nannte, das Kleid wurde schmutzig, weil Judith sich zwischendurch am Boden wälzte, und das Seidentuch, das als überbreites Band ihre Haare niederhalten sollte, passte farblich nicht zum einzigen Ersatzkleid. Im Auto hielt Judith ihren malträtierten Kopf unter der Jacke versteckt, Judiths Mutter weinte lautlos, Judiths Vater spielte den unbeteiligten Chauffeur. Als sie bei der Schule vorfuhren, wo sich herausgeputzte Kinder den väterlichen Kameras präsentierten, hatte die dreijährige Salome unbemerkt einen Großteil von Judiths Süßigkeiten verschlungen und übergab sich gleich nach dem Aussteigen auf dem Gehsteig.

Judith hatte ihre halbleere Schultüte, von der die Papiergirlanden in Fetzen hingen, mit kerzengeradem Rücken weg von ihrer Familie in das Schulhaus hineingetragen, in einen Klassenraum, der noch nach Farbe roch. Sie überhörte tapfer das erste Pippi-Langstrumpf-Gezischel. Doch als sie von der Lehrerin ermuntert wurde, mehrere vorgedruckte Birnen anzumalen, die ihr persönliches Symbol für Kleiderhaken, Hausschuh-Fach und alle Schulbücher sein würden, jedenfalls so lange, bis sie lesen und schreiben konnte, und sie dabei feststellte, dass ihr Federpennal anscheinend, als weiteres Opfer des Haar-Dramas, zu Hause vergessen worden war, begannen die Tränen zu fließen. Da stupste eine kleine Blonde ihren Unterarm an, schob ihr ein Taschentuch hin, teilte alle Buntstifte mit ihr und flüsterte später, als sie wieder hinaus, zu ihren wartenden Familien entlassen waren: Deine Haare sind so schön. Darf ich sie angreifen?

Judith nickte, Claudia streichelte ihr vorsichtig den Kopf, den Mund vor Anspannung halb offen, und sagte staunend: Wie rote Zuckerwatte.

Das war der Anfang.

Xanes erste Begegnung mit Claudia war angeblich in den Nebeln der Kindheit versunken. Judith unterstellte ihr, etwas zu verheimlichen. Aber Xane schien sich wirklich an nichts Besonderes zu erinnern und behauptete, Judith um die klar zuordenbare Geschichte mit der Zuckerwatte zu beneiden, übrigens die einzige gute Formulierung, die man je von Claudia gehört hatte. In Deutsch war sie später eine Doppelnulle, noch schlimmer als in den anderen Fächern, von Biologie und Zeichnen abgesehen.

Kurz bevor sie ins Gymnasium kamen, hatten sie sich zum ersten Mal zu dritt getroffen. Lizzie Denneberg wollte die beiden Freundinnen ihrer Tochter miteinander bekannt machen, da sie alle in dieselbe Klasse kommen würden. Lizzie lud auch die Mütter ein. Xanes Mutter war an diesem Tag beim Friseur gewesen und sah oberherum etwas überdimensioniert aus, besonders im Vergleich mit Frau Dennebergs jugendlichem Pferdeschwanz. Sie versuchte diesen Nachteil mit sprudelndem Lob für Lizzies Blumenbalkon zu überspielen. Die Schüchternheit von Judiths Mutter hielten die beiden für vornehme Zurückhaltung. Immerhin war sie gerade für eine Weile gesund.

Als die Mütter Kaffee tranken, verzogen sich die Mädchen ins Kinderzimmer. Claudia wollte Blumen aus Seidenpapier basteln und legte ihre bunten Papierbogen, den Blumendraht, die Scheren und das Klebeband in einer, wie sie meinte, unwiderstehlichen Reihe auf dem Fußboden aus. Judith und Xane starrten einander an wie vom Blitz getroffen. Sie hatten beide eine Art zweite Claudia und einen dementsprechend kindischen Nachmittag erwartet. Und nun waren sie entzückt, wegen der ungeahnten neuen Möglichkeiten, aber auch verwirrt wegen ihrer

Verpflichtungen gegenüber Claudia, die nichtsahnend zum fünften Rad am Wagen geworden war.

In jenem Sommer, bevor sie in die Oberstufe kamen, war alles anders als in den Jahren zuvor. Xanes Eltern hatten den Familienurlaub aus irgendwelchen Gründen streichen müssen, und Xane war, wie Claudia, sofort nach Schulschluss von einem unbekanntem Ort verschluckt worden. Sie blieb länger weg, als Judith erwartet hatte. Als sie endlich anrief, gestand sie unter viel Gekicher und verätherischen Abschweifungen, dass sie auf dem Rückweg noch ein paar Tage bei Claudia vorbeigeschaut habe.

Ein paar Tage, wiederholte Judith langsam, wie lange genau?

Aber Xane tat, als würde sie das nicht mehr wissen, warte mal, sagte sie, ich bin am Sonntag von Nizza weg, also war ich am Montag – oder nein, ich glaube, es war erst Montag, als ich ...

Vergiss es, sagte Judith, ist nicht so wichtig. Xanes Stimme klang so falsch wie ihre Geschichte, die undenkbar war bei ihren wohlorganisierten Eltern, und bei Claudias Großeltern sowieso, über die Claudia immer klagte, sie seien so streng. Aber dass Xane und Claudia schon vor den Ferien gewusst haben sollen, dass sie sich in jenem Dorf wiedersehen würden, nur sie beide, ohne Judith, hinter Judiths Rücken, das konnte sie sich noch weniger vorstellen. Und deshalb musste sie Xane sehen, so schnell wie möglich, und lud sie einfach für ein paar Tage ein, vereinbarte Datum und Uhrzeit, ohne um Erlaubnis gefragt zu haben.

Du hast was gemacht, zischte ihr Vater, du blödes, gedankenloses, egoistisches Stück ...

Judith hatte vorsichtshalber zu weinen begonnen, ehe sie zu ihm gegangen war, in das Gartenhaus, in das er seit Wochen eine Sauna einzubauen versuchte. Von ihrer Mutter war zurzeit kaum etwas zu sehen, nur manchmal hörte Judith nachts, im Halbschlaf, dass sie mit dem Hund das Haus verließ.

Der Vater stand vor ihr, in einer staubigen Arbeitshose, das Gesicht ein unscharfer hellerer Fleck vor dem Hintergrund. Sie zog den Kopf ein und hob die Ellbogen vors Gesicht, er legte den Schlagbohrer hin, mit einer zarten, beinahe nachdenklichen Bewegung, aber dann war er schon bei ihr und schlug zu. Judith ließ sich fallen und umklammerte seine Knöchel. Sie schrie, bettelte und wimmerte, aber das alles war längst ein Programm, das in ihr ablief, eine Rolle, die dafür sorgte, dass sie so gut wie unempfindlich wurde. Es war, wie im Meer von ein oder zwei Wellen überrollt zu werden. Man wusste ungefähr, dass man nicht länger unter Wasser gedrückt würde, als man maximal die Luft anhalten konnte. Genauso, wie sie wusste, dass sie die Zähne fest zusammenbeißen, die Nackenmuskeln aber möglichst locker lassen musste, wenn der Vater zum Schluss mitten in ihre Haare greifen und ihren Kopf ein paar Mal hin- und herschütteln würde. Da er durch ihre Büßerinnenhaltung raffiniert an den Beinen behindert war, konnte er ihr ja sonst gar nicht richtig wehtun. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sie sich einmal beinahe ein Stück Zunge abgebissen und war danach zum ersten Mal über das eigene Spiegelbild erschrocken, sein Handabdruck samt Ehering fast komplett im Gesicht und all das Blut, das noch lange in ihren Mund lief. Als er mit beiden Händen in ihren Haaren war, ließ sie seine Beine los und rollte sich wie ein Igel zusammen. Dann kam ein Tritt, und noch einer, und dann war es vorbei.

Er saß auf einem Haufen Ytongsteine, das Gesicht in den Händen. Als er wieder aufsaß, hätte er einem fast leidtun können, auch wenn sie gleichzeitig davon träumte, ihm den Schlagbohrer durch die Kniescheibe zu drillen. Du weißt doch . . . , murmelte er und deutete mit der Hand ins Ungefähre, du kannst nicht einfach . . .

Judith setzte sich auf. Sie bemühte sich, noch ein bisschen zu schluchzen und die Nase aufzuziehen.

Papa, ich hab nicht . . . Xane war in jeden Ferien da . . . soll ich wieder absagen?

Ihr Vater schüttelte den Kopf und stöhnte. Und genau darauf hatte sie gezählt. Deshalb war es einerseits ihre einzige Möglichkeit gewesen und andererseits ein so großes Verbrechen: Es mussten Tatsachen geschaffen werden, weil ihr Vater sein Gesicht nicht verlieren konnte. Nicht nur beim Schlagen war er verlässlich. Wenn Judith Xane eingeladen hatte, konnte man nicht zurück. Xane war immer willkommen. Xanes Vater war ein bekannter Mann. Judiths Vater würde sein Gesicht nicht verlieren. Mehr war ihm kaum geblieben.

Denk dir halt was aus, sagte er, und Judith nickte. Aber mach das nicht noch einmal, sonst bring ich dich um.

Seit sie Xane kannte, kam Judith viel besser mit sich selbst zurecht. Früher hatte sie niemanden nach Hause eingeladen, hatte behauptet, dass sie von den fremden Kindern keines leiden konnte. Ihre Eltern irritierte das nicht. Die anderen Kinder blieben in dem Glauben, dass das Haus von Judiths Eltern nicht nur zu weit weg, sondern auch zu vornehm sei, als dass sie mit ihren Rotznasen und Schokoladefingern als Besucher in Frage kämen. Als ihre Schwester drei Jahre später in dieselbe Schule kam, verdichteten

sich die Hinweise auf ein irgendwie exzentrisches Leben der Baer-Mädchen, weil Salome immer von *unserer Villa* sprach, genauso wie sie die Bäckerei ihrer Eltern als *unsere Konditorei* bezeichnete.

Die meisten Kinder kannten die Bäckerei Baer, die in der Nähe der Schule lag. Sie hieß vor allem wegen der hübschen Alliteration so, denn sie hatte durchaus gehobenen Anspruch. Man konnte auch sitzen und Kaffee trinken. Als Gesamtkunstwerk im Stil der Zwanzigerjahre wehrte sie sich wie Asterix gegen die Ankerbrot- und Aida-Filialen, von denen sie umzingelt war. *Konditorei* schien dafür keine Übertreibung zu sein. Deshalb glaubten die Kinder auch die Villa.

Doch Judith hatte nie jemanden nach Hause eingeladen, weil sie sich für die Betonmischmaschine vor der Haustür schämte, für das rot-weiße Absperrband vor dem unbenutzbaren zweiten Stock, und dafür, dass sie nicht einmal ein richtiges Bad hatten. Es gab nur eine Wanne mit Löwenfüßen, die in der Küche stand und in der ihre Mutter früher den ganzen Sonntagvormittag im warmen Wasser gelegen war und Arien gesungen hatte. Damals hatte ihr Vater noch gelächelt, bevor er zu seinen endlosen Bauarbeiten ging, für die er, wie er später murrte, ein paar Söhne gebrauchen hätte können.

Judith sehnte sich nach der Art Zuhause, wie es Xane hatte, einer spießigen Neubauschachtel voller Verlässlichkeit. Aber Xane war hungerig gewesen, das hatte Judith sofort erkannt, an ihrer ungewöhnlich blöden Bemerkung – Pippi wohnt wirklich in der Villa Kunterbunt –, ebenso wie an ihrem Gesicht. Xanes ironische Distanz, das, was sie in Judiths Augen nicht nur anziehend, sondern auch gefährlich machte, verschwand für eine Weile, wenn sie Judith besuchte. Sie sah dann beinahe so glück-

lich aus wie sonst nur Claudia, wenn ihr eine Papierblume gelungen war.

Wenn Xane da war, vergaß Judith die Baumaschinen und die abblätternden Türrahmen. Xane wunderte sich nicht darüber, dass der Raum mit dem alten Flügel und dem ausgetretenen Sternparkett, in dem Judiths Mutter früher gesungen und getanzt hatte, ›gelber Salon‹ genannt wurde, und sie merkte sich, dass es theoretisch auch einen blauen Salon gab, der zurzeit als Lager für Werkzeuge und Farbkübel benutzt wurde. Bei uns zu Hause gibt es nur Zimmer, sagte Xane, rümpfte die Nase und stürzte sich kreischend, mit ausgebreiteten Armen, die Vortreppe hinunter, in den Garten hinein.

Als Xane aus dem Bus stieg, sah sie fremd aus, die Haare kürzer, die Haut gebräunt, und als Ganzes noch schmaler und größer. Dabei waren es nur ein paar Wochen gewesen. In der Hand hielt sie einen Brief, den sie anscheinend gerade geschrieben hatte. Judith tat so, als ob sie nicht wüsste, wo die nächste Trafik war. Das war weniger gelogen als eine Weigerung, nachzudenken. Als Xane insistierte – komm schon, du wohnst hier –, wurde sie bockig, sagte nichts mehr und schoss eine leere Dose ins Gebüsch. Xane zuckte die Schultern und fragte einen Passanten.

Als sie die Briefmarke hatten, fragte Judith wie nebenbei nach dem Empfänger. Xanes Einsilbigkeit konnte ja auch das Gegenteil bedeuten, dass sie nämlich darum bettelte, gefragt zu werden. Doch hochnäsiger kam zurück: Kennst du nicht.

Ich wollt nur wissen, ob du schon stirbst vor Sehnsucht nach unserer Mitzi Keuschli, stichelte Judith, und Xane stutzte und begann zu lachen.

Mitzi Keuschli, wiederholte sie, das ist ja gut! Wann ist dir das denn eingefallen? Du, unsere Mitzi kann schon melken, sie hat es mir gezeigt, nur den Trick aus ›Heidi‹, mit in den Mund spritzen, den übt sie noch.

In den Mund spritzen, quiekte Judith, bist du grauslich, und dann lachten sie und sprachen von Claudia nur noch als Mitzi Keuschli und darüber, ob sie wohl ihre blonden Schamhaare zu Zöpfen flechten konnte, und das, als alter dünner Klebstoff, musste eben vorläufig genügen.

Die Tage mit Xane vergingen kaum anders als vorher. Trotzdem fühlte Judith sich irgendwie gesichert, nicht nur stabiler, sondern auch weiter weg, wie ein Boot in fremdem Hafen. Abends blieben sie lange auf und spielten ihre paar Schallplatten, dann schliefen sie in den Vormittag hinein, lagen später im Garten, warfen mit Steinen auf die Regentonne und unternahmen einen halbherzigen Versuch, ein Baumhaus zu bauen.

Mit Judiths Vater war Xane immer gut zurechtgekommen; ihm gegenüber benahm sie sich wie ein Ausbund an Vernunft und Erwachsenenheit. Wenn sie sich unterhielten, kamen sie Judith fast feindlich vor, diese beiden, die einen intakten Abstand zueinander hatten und deshalb so zivilisiert miteinander sprechen konnten wie programmierte Puppen. Sie dagegen war verwickelt, mit dem einen wie der anderen, da bekam alles eine Bedeutung, der Ton, der Ausdruck, und auch das, was fehlte.

Die Sache mit Mama wurde Xane beiläufig mitgeteilt. Judith bemerkte wieder einmal, wie sehr sie es genoss, andere lügen zu hören. Ach, übrigens, sagte Papa bei einem legeren Imbiss im Garten mit Semmeln und Würsteln und betrachtete dabei nicht Xane, sondern seine Tochter so interessiert, als hätte sie ein neues Gesicht, ich weiß

nicht, ob Judith es dir schon erzählt hat, aber ihre Mutter ist ein bisschen überarbeitet. Am besten lasst ihr sie in Ruhe.

Kein Problem, sagte Xane lässig, während sie mit ihrem Würstel Kreise durch den Senf zog, wir halten uns im Hintergrund.

Super, dein Vater, sagte sie später, und wo steckt deine Mutter die ganze Zeit?

Wahrscheinlich im Bett, sagte Judith. Sie geht dafür in der Nacht spazieren.

Das braucht sie sicher, als Erholung, sinnierte Xane, vollkommen zufrieden mit sich und ihrem Einfühlungsvermögen: diese Freiheit, den Rhythmus total umzudrehen. Und Judith dachte, halt du einfach den Mund.

Sie lagen nebeneinander, quer in einer muffigen Hängematte, die Füße im Gras, und rauchten. Judith stahl ihrem Vater Zigaretten aus den Päckchen, die überall herumlagen, und nahm an, dass er das sogar wusste. Sie horchte sie im Garten, in einer gelben Blechdose mit Mohrenkopf, deren Versteck regelmäßig wechselte. Xane rauchte bemüht und unsouverän. Ihr Filter war immer feucht, sie spreizte den kleinen Finger unnatürlich ab wie alte Weiber beim Teetrinken und hüstelte.

Eigentlich darf ich gar nicht rauchen, sagte sie und schnippte den Stummel in einen Busch.

Glaubst du, ich darf, fragte Judith und zündete sich die Nächste an der vorherigen an.

Ich hab als Kind Lungenentzündung gehabt, sagte Xane, da wäre ich fast dran gestorben.

Judith schwieg.

Deswegen sind wir immer im Mai ans Meer gefahren.

Ich hab geglaubt, ihr seid im Mai gefahren, weil deine Eltern nicht fahren wollten, wenn alles voll ist?

Deswegen auch. Aber vor allem wegen meiner Lunge. Die salzige Luft im Frühling. Der Arzt hat gesagt, rauchen sollte sie später halt nie. Ich war alle paar Wochen beim Schleimabsaugen, da haben sie mir so eine Maske aufgesetzt, Lachgas, glaube ich, ich habe geheult und geschrien und den Kopf weggedreht, das war so was von brutal. Sie ließ den Satz ohne Abschluss in der Luft hängen.

Nicht weinen, sagte Judith.

Xane sprang auf und trat gegen die Hängematte. Geh scheißen, sagte sie und verschwand.

Nach einer Weile erhob sich auch Judith und spähte um die Ecke. Xane saß am Gartentisch und schrieb. Wahrscheinlich der nächste Brief. Judith beschloss, sich aus ihrem Zimmer ein Buch zu holen. Im Haus war es still und kühl. Die Tür zum gelben Salon, in den der Vater ein großes, hohes Bett für die Mutter stellen hatte müssen, war weiterhin geschlossen.

Judith ging in ihr Zimmer und hockte sich auf den Boden. Sie wühlte unentschlossen in ihren Sachen herum, betrachtete Bücher, zog ein paar Fotos heraus und kniete plötzlich vor Xanes Reisetasche.

Die Briefe waren nicht großartig versteckt, nur ganz unten, sodass man die Hand an der Taschenwand entlang bis zum Boden schieben musste. Und sie tat auch nichts anderes, als einen Blick auf den Absender zu werfen. Dann steckte sie die Briefe zurück und ging wieder hinaus, in die Hängematte.

Irgendwann kam Xane zurück. Ich glaub, ich rauch noch eine, sagte sie.

Judith hielt ihr die Mohrendose hin.

Dein Vater hat gerade gesagt, ich soll ihn ruhig duzen, sagte Xane und kicherte, das finde ich aber komisch: Heinz...

Tom ist natürlich viel schöner, sagte Judith, aber wahrscheinlich heißt er eh nur einfach Thomas?

Xanes Gesichtsausdruck erschreckte sie, und sie hätte es gerne zurückgenommen. Aber wenn man etwas begonnen hat, muss man es fertig machen, sonst bricht alles zusammen, das predigte ihr Vater immer, auch wenn man viel Geduld braucht, gerade mit einem so anspruchsvollen Objekt, das erst mehr verlangt, dann aber viel mehr können wird, ihr werdet schon sehen, das alles ist eine Investition in die Zukunft.

Xane stand vor ihr, eine Hand zur Faust geballt, in der anderen die unangezündete Zigarette.

Hau mich ruhig, sagte Judith leise, du kannst mich gern hauen, aber ich hab sie nicht gelesen, das schwöre ich dir.

Xane stand und starrte.

Feuer, fragte Judith und musste beinahe lachen. So ging es ihr leider oft, auch wenn ihre Mutter schimpfte und schluchzte, aus keinem ersichtlichen Grund, und wenn sie drohte, sie werde alles dem Vater erzählen, am Abend, und der werde es ihr schon zeigen, das wisse sie genau, wenn es ihr so schlecht gehe, könne Judith sich nicht aufführen wie ..., und dann gingen der Mutter manchmal die Worte aus und sie warf mit irgendetwas, einmal sogar mit einem Topf, aber nicht mit dem heißen, und bei solchen Gelegenheiten musste Judith manchmal lachen, obwohl es die Lage nie verbesserte, im Gegenteil, aber sie rechnete sich das immerhin als Ehrlichkeit an.

Xane drehte sich um und sagte im Weggehen, bin gleich wieder da, und sie war so schnell zurück, dass Judith meinte, sie habe in der Zwischenzeit höchstens einmal an der Zigarette gezogen, irgendwie magisch. Zurück kam sie mit den drei Briefen und warf sie ihr hin, du kannst sie

gerne lesen, lies sie halt, doch Judith wollte nicht, um nichts in der Welt wollte sie jetzt das, wovor sie sich zwanzig Minuten vorher nur mühsam hatte bewahren können, ich will nicht, das interessiert mich nicht, behalt deine Briefe, oder erzähl mir halt, was drinsteht, wer ist der Typ überhaupt?

Und von da an wurde endgültig alles anders, vollkommen anders, aber nicht besser.

Von da an ließ Xane alle Gefühle strömen, immer wieder, in süßlichen Sturzbächen: wie sie diesen Tom in Frankreich kennengelernt hatte, wie er aussah, was er zu ihr gesagt hatte, dass er einmal ihre Hand genommen hatte, und die besten Passagen seiner Briefe konnte auch Judith bald auswendig. Am Anfang fand sie es ebenfalls *unglaublich*, dass Tom aus einem Ort in der Nähe von Claudias Großeltern stammte, und *total genial*, wie Xane ihre Eltern überredet und sich bei Claudia selbst eingeladen hatte. Am Anfang war sie von der Geschichte mitgerissen, aus Erleichterung, weil Xane nicht zu Claudia übergelaufen war, und aus juckender Neugier, da sie selbst bisher erst zwei Arten von Männern begegnet war, den Buben aus der Klasse, die noch mit Schlümpfen spielten, und ihrem Vater, diesem pathetischen Schläger.

Aber bald ging es ihr tödlich auf die Nerven. Die einzigen Momente, wo Xane nicht von Tom sprechen, tiefsinnige Überlegungen bezüglich Toms Charakter anstellen und ihre eigenen Gefühle in immer schillerndere Einzelteile zerlegen konnte, waren die Fahrten mit Salome und dem Vater zum Großmarkt. Für Judith war das ein Unterschied wie zwischen Pest und Cholera. Denn ihr Vater, der nicht mehr an die Erholung seiner Frau glauben mochte, verlangte, dass die Mädchen beim Einkaufen und Essenmachen halfen. Und Xane fand das allen Ernstes *in-*

teressant. Zwar saß sie im Auto freiwillig hinten, damit Judith und Salome getrennt waren, aber abends ließ sie sich von ihrem neuen Freund Heinz beibringen, wie man Nudeln kochte oder Reis, sie rührte mit ihm Salatsoßen und benahm sich in jeder Hinsicht wie das Prämienmodell aus dem Tochterkatalog. Wenn die Schwestern beim Zähneputzen stritten, bis Judith brüllte und Salome biss, vermittelte Xane mit makelloser Fairness, schien aber insgeheim, genau wie der Vater, der Meinung zu sein, dass Judith übertreibe. Zur Strafe für alle, auch für sich selbst, ging Judith dazu über, nicht mehr *Papa* zu sagen, und so hatte nur noch Salome einen Papa, und die großen Mädchen hatten einen Heinz, der ihnen abends sogar einen Schluck Wein erlaubte.

Tom hatte Xane ausgelacht, als er hörte, dass sie im Herbst mit Altgriechisch beginnen würde. Damit, hatte er gesagt, könne man ja nicht einmal in Griechenland Kellner werden. Xane erhob den blöden Spruch zum Gesetz. Sie benutzte ihn auch gegenüber Judiths Vater, hier natürlich als ihre eigene Schöpfung, und ihre hohen Wangenknochen färbten sich unter Judiths Blick. Sie verließ sich auf Judith, und Judith fragte sich, wieso.

Heinz blieb gelassen, er hatte selbst Altgriechisch gehabt, und ein paar Jahrgänge vor ihm hatte man sogar Hebräisch gelernt. Dass man als Bäcker weder Platon noch Homer brauche, könne er bestätigen, sagte er mit ironischem Lächeln, andererseits habe nicht jedes Wissen einen direkten Nutzen. Man übe das Denken, so wie ein Sportler seine Kondition stärke. Als er Judiths Mutter begegnete, studierte er Bratsche und Komposition, doch davon hatten seine Töchter damals keinen Schimmer.

Ich bin sicher, er erlaubt es, flüsterte Xane am Abend,

als sie in den Betten lagen. Sie war von ihrem geheimen Plan, in letzter Minute gemeinsam die Schule zu wechseln, inzwischen genauso besessen wie von diesem Tom.

Wahrscheinlich erlaubt er mir alles, was du darfst, antwortete Judith und war sich keineswegs sicher. Sie fühlte sich außerstande, an die Schule auch nur zu denken, sie konnte keine Entscheidung treffen, sie hatte weder Kraft noch Eile. Sie wollte es laufen lassen, selbst wenn das am Ende Altgriechisch hieß und sie schon in Latein keine Leuchte war. Sie wollte weiter mit Claudia und Xane in die Schule gehen und nachher mit beiden oder einer von beiden für die Hausübungen in die Bäckerei, Vokabeln lernen, Kakao und Kipferl, und es war ihr sowieso egal, was man sie, wo auch immer, zu lernen zwang. Sie wollte bestimmt nicht ohne Xane, nur mit Claudia und Altgriechisch zurückbleiben, aber Claudia alleinzulassen schien ihr auch nicht okay. Sie hasste diesen Tom, das war die einzige Gewissheit, die sie aber verbergen musste. Am liebsten wäre ihr ein endloser Sommer gewesen, mit Xane und den Zigaretten hinten im Garten und abends die Schallplatten, und vielleicht würde Xane irgendwann aufhören, Briefe zu schreiben, und noch später würde etwas passieren oder auch nicht, und eines Tages wäre trotzdem, wie von selbst, klar, wie es weitergehen sollte.

Wirst du mit ihm schlafen, fragte sie, ohne zu flüstern, in die Dunkelheit.

Judith! Spinnst du?!

Wieso? Da denkst du sicher drüber nach.

Nein, da denk ich nicht drüber nach! Das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen, und außerdem geht es mir nicht darum, aber das verstehst du sowieso nicht.

Vielleicht geht es ihm ja darum, sagte Judith und grinste, ohne dabei gesehen zu werden.

So ist er nicht, zischte Xane, was weißt denn du. Halt einfach den Mund.

Judith wurde mitten in der Nacht von Geräuschen geweckt, denen sie im Aufwachen ratlos nachlauschte. Als sie ihr Zimmer verließ, kam ihr im Dunkeln Salome entgegen. Mit nackten Füßen, Hand in Hand, folgten sie dem Lärm nach unten bis vor die angelehnte Küchentür. Durch den Spalt beobachteten sie ihre Mutter, die in der Wanne saß, mit den Händen aufs Wasser patschte, spritzte und lachte und sang, manchmal schrie sie etwas, doch die Kinder verstanden es nicht. Ihr Vater stand davor, mit ausgebreitetem Handtuch, ein tragischer Torero, und bettelte. Zwischendurch setzte er sich an den Tisch, das Handtuch über den Knien, stützte die Ellbogen auf und schüttelte den Kopf in den Händen. Einmal stand er schnell auf, ließ das Handtuch zu Boden gleiten, eilte mit großen Schritten zu ihr und packte sie am Oberarm. Salome drückte Judiths Hand fester. Aber die Mutter lachte nur, sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte ihn blitzschnell hin und her, dass die Haare flogen wie ein nasser Pelz, und sie lachte dabei tief und unheimlich, so ähnlich wie ihr Hund die Tauben anbellte. Allmählich wurde sie leiser, weniger aufgeregt, aber bevor sie zu weinen begann, zog Judith Salome von der Tür fort, und sie schlichen zurück in ihr Zimmer. Dort brannte inzwischen Licht. Xane saß quer im Bett, mit dem Rücken zur Wand, und schaute erschrocken. Was ist los, fragte sie, während in der Küche Glas splitterte, ist etwas passiert, und da musste Judith wieder lachen.

Aber nein, sagte sie mit dem verbindlichsten Gesichtsausdruck, zu dem sie fähig war, während sie für ihre kleine Schwester die Bettdecke hob, die Mama badet halt manch-

mal mitten in der Nacht, das ist ganz normal, frag Salome. Und Salome nickte eifrig und wiederholte, sie badet, die Mama badet jetzt nur, und schlüpfte in Judiths Bett, schob sich an ihr vorbei, dicht an die Wand, rollte sich dort ein und schlief.

Am nächsten Tag stand Mama in der Küche, blass und duftend, und kochte Marmelade ein. Xane, sagte sie und lächelte mit zur Seite gelegtem Kopf, dass man sie umarmen hätte mögen, immer größer, immer hübscher – geht's dir gut? Habt ihr's schön, ihr zwei? Und Xane nickte und schien beruhigt und ging ihr natürlich gleich mit den Unmengen an Zwetschken und Marillen zur Hand, die Heinz wohl in aller Herrgottsfrühe vom Großmarkt geholt hatte. Die rituelle Frage, ob sie sich auf die Schule freue, nutzte Xane sofort dazu, ihre Altgriechisch-Zweifel auszubreiten, sie ging sogar so weit, zu gestehen, dass man sich noch bis kurz vor Schulbeginn in einer anderen Schule anmelden könne, dass sie das herausgefunden habe, aber Mama lächelte nur, wie benommen vom Fruchtgeruch, und murmelte abwehrend, sie wisse nicht, davon verstehe sie zu wenig, um ihr raten zu können, und Judith wäre gewiss sehr traurig, wenn Xane die Schule verlasse. Und sie selbst übrigens auch.

Judith schaute, dass sie davonkam.

Später, als Salome und sie sich verkeilt am Boden wälzten, kamen die beiden angerannt wie ein Einsatzkommando. Mama hatte nicht einmal das Obstmesser weggelegt. Als Salome sie sah, schwoll ihr grässliches Kreischen ins Fortissimo an, sie boxte und trat, als gäbe es vor Publikum Extrapunkte. Es gelang ihr, sich loszureißen, und sie stürzte zu ihrer Mutter. Als sie die Arme um sie schlang, hob diese nur abwehrend die Ellenbogen und ließ sich

festhalten. Ihre Hände waren wahrscheinlich klebrig vom Einkochen.

Judith setzte sich auf.

Sie hat in mein Bett gemacht, sagte sie und zeigte auf die zerwühlten Decken. Und jetzt will sie es nicht neu überziehen.

Das stimmt nicht, heulte Salome, ich hab nur Wasser ausgeschüttet. Judith zog das Leintuch zu sich her, knüllte es zusammen und warf es in ihre Richtung: Beweis es mir, indem du daran schleckst.

Ihre Mutter lehnte im Türrahmen und sagte nichts. Noch immer hielt sie, wie ein fluchtbereiter Vogel, die Arme von ihrer jüngeren Tochter weg und in die Höhe, in einer Hand das Messer.

Xane hob das Leintuch auf. Wo gibt's ein neues, fragte sie, und Judith sah sie böse an und sagte: Der Wäschekasten ist im blauen Salon. Xane floh und hatte wohl Mühe, das Richtige zu finden, denn als sie endlich zurückkam, flocht Judith Salome einen Zopf, und Salome hielt ihre Schachtel mit den bunten Tüchern auf dem Schoß, von denen sie unbedingt eines Xane und eines ihrer Schwester schenken wollte. Durch das Haus zog Obstgeruch.

In diesen Tagen rief immer wieder Claudia an, doch im Hause Baer ging man selten zum Telefon. Der Vater war meistens zu weit weg und zu geräuschvoll beschäftigt, die großen Mädchen trieben sich, wenn sie nicht in den Weinbergen spazierengingen, weit hinten auf dem Grundstück herum, die Mutter wick dem Apparat aus wie jedem anderen Fremden, und so antwortete, wenn überhaupt, Salome, die oft in der Küche saß und malte. Wie alle Elfjährigen hatte Salome ein schlechtes Gedächtnis. Deshalb richtete sie Claudias Botschaft, dass sie zurück sei und

Judith und Xane unbedingt treffen wolle, nicht nur zu spät aus, sondern auch ohne leidenschaftliches Drängen.

Die Keuschli hat ihre Ziegen und Kühe im Stich gelassen, sagte Judith träge, während sie in der Hängematte schaukelte, und Xane stöhnte: Jetzt ist ihr natürlich fad.

Sie konnten sie nicht gebrauchen, nicht gerade jetzt. Judith hatte schon mit dem körperlosen Tom, der ihr einen beträchtlichen Anteil an Xane stahl, genug zu kämpfen, und Xane brütete über der besten Strategie für den Schulwechsel. Da war Claudia ein unsicherer und gerne vernachlässigter Faktor. Aber wie die Erbse im Bett der Prinzessin schien es sie zu drücken, das wiederkehrende Läuten des Telefons, das sie hie und da hörten, wenn die Fenster der Villa offenstanden, Heinz nicht bohrte oder sägte und der Wind aus der richtigen Richtung kam.

Judith wollte unbedingt Shit kaufen; oben bei den Heurigen war sie einmal von einem Burschen angesprochen worden. Auf seiner Handfläche, die er ihr sekundenkurz zeigte, hatten Aluminiumkügelchen geglitzert, von denen sie sich einiges versprach. Xane vermied das Thema, so gut es ging; wenn Judith sie direkt darauf ansprach – kommst du jetzt mit oder nicht? Ich geh auch allein! –, behauptete sie, sie fände es schade ums Geld. Wahrscheinlich war sie von der Anti-Drogen-Propaganda ihrer Eltern paralysiert und stellte sich vor, dass sie durch die Welt taumeln würde wie eine Hypnotisierte und nicht im Geringssten mehr wüsste, was sie sagte oder tat. Zur Ablenkung maulte sie, dass sie das für kindisch halte, ein teures, wirkungsloses Spielzeug für solche, die allein auf die Verlockung von Verboten hereinfielen.

Eines Morgens setzte Judith fest, dass sie an diesem

Tag, unabänderlich, das Zeug kaufen und rauchen werde. Widerwillig kam Xane mit.

Auf dem Weg nach oben, kurz vor den Heurigen und dem Prominentenrestaurant, wo sie den Burschen mit den Kügelchen damals gesehen hatte, stand eine Telefonzelle. Von dort, schlug Xane vor, könnte sie ihre Mutter anrufen, um ihr endlich ihren Entschluss zum Schulwechsel mitzuteilen. Vielleicht, wenn alles halbwegs glattging, konnte man sie dazu bringen, abends mit Judiths Eltern zu telefonieren.

Okay, fragte Xane, ist das okay für dich?

Sie zuckte die Schultern.

Judith, drängte Xane, ich kann nicht behaupten, du willst auch unbedingt, und dann fragen sie dich, und du sagst, dir ist es egal ...

Mir ist es nicht egal, sagte sie, ich will nicht allein bei Claudia und der Fausch bleiben.

Sie saßen im Gebüsch an der Grundstücksgrenze und rauchten. Einmal waren sie auf dem Panoramaweg von irgendwelchen Mumien gefragt worden, ob sie schon sechzehn seien. Während Xane die Augen niederschlug und vermutlich am liebsten die Zigarette ausgetreten hätte, fragte Judith zurück: Und Sie, waren Sie bei den Nazis? Aber seither rauchten sie erst im Garten fertig und gingen danach hinaus.

Als sie bei der Telefonzelle ankamen, wollte Xane doch zuerst den Burschen suchen, da sie gar nicht wüssten, ob sie ihn überhaupt fänden. Oben, bei den Heurigen, war niemand. Judith lehnte sich an einen Zaun und zog die nächste Zigarette hervor.

Was machen wir jetzt, fragte Xane, und sie sagte: Warten, was sonst?

Nach einer Weile erschien ein kleiner Bub, höchstens

acht, sie winkte ihn herbei. Als sie ihm sagte, was sie wollte, lief er weg. Nach einer Weile tauchte der Typ auf, Xane hielt sich abseits, als würde sie gar nicht dazugehören. Sie ging sogar ein paar Schritte weg, stand an der Straße und sah in die Landschaft. Sie ließ sie alles allein machen.

Als es vorbei war, schlenderte Judith zu ihr hinüber: Gehen wir?

Hat's nicht geklappt, fragte Xane, gerade so, als würde sie sich freuen, und Judith hob die Augenbrauen und sagte: Doch, wieso?

Nun fühlte sie sich hoffentlich wie ein Vollidiot.

Sie näherten sich der Telefonzelle.

Sie fragte, hast du überhaupt genug Schillinge, und Xane sagte, sicher. Und damit war klar, dass sie es tun musste, den Stein lostreten, obwohl sie es beide in diesem Moment vielleicht gar nicht mehr wollten.

Xane brauchte lange; Judith sah sie Münzen einwerfen, wählen, sprechen und den Bügel wieder herunterdrücken, die Münzen aus dem Metallfach klauben und neu einwerfen. Wahrscheinlich musste sie ihre Mutter erst finden; die befand sich immer irgendwo zwischen Friseur, Freundinnen, Kaffeehaus und Tennisclub. Xane hatte alle Nummern im Kopf.

Xanes Mutter lobte auch Judith gegenüber gern und wortreich die Schönheit von Judiths Mutter. Xane, die oft abfällig über ihre Mutter und deren Oberflächlichkeiten sprach, unterstellte ihr, nicht fassen zu können, dass eine Frau, die arbeitete, trotzdem gut aussah. Doch Judith hörte in Frau Molins Worten den melancholischen Neid. Ihre Eltern wurden von vielen, besonders den Frauen, als das perfekte Paar angesehen, weil sie alles gemeinsam machten, die Bäckerei gemeinsam führten, gemeinsam

ein altes Haus renovierten, das war die allgemein verbreitete Ansicht. Sie stimmte ja auch, irgendwie.

Frau Molin wiederum blieb für Judith ein freundliches Rätsel, manchmal überbesorgt, dann wieder äußerst großzügig. Im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter führte sie einen perfekten Haushalt und war, wenn sie denn zu Hause war, immer dabei, aufzuräumen und sich über Unordnung zu beklagen, von der gar nichts zu sehen war.

Schule und Noten waren dagegen im Hause Molin kein Thema. Xanes Eltern interessierten sich schlicht nicht dafür; da Xane von Anfang an eine der Besten war, interessierte es sie noch weniger. Deshalb wunderte sich Judith, dass sie aus dem Schulwechsel so eine Sache machte. Xanes Eltern würden höchstens über den Aufwand stöhnen, den es kostete, Formulare auszufüllen und ihre Tochter ab- und woanders anzumelden. Xanes Vater war dauernd in Geschäftsangelegenheiten unterwegs, und die Mutter müsste im schlimmsten Fall einen Friseurtermin oder eine Bridgepartie verschieben. Vielleicht wünschte Xane sich bloß, dass es mit ihren Eltern schwieriger wäre, und nahm deshalb einen so langen Anlauf. Vielleicht war Xane sich weniger sicher, als sie tat.

Als sie aus der Telefonzelle kam, schien sie nachdenklich. Sie gingen schweigend ein paar Schritte. Warum uns das nicht früher eingefallen ist, berichtete sie schließlich, und was uns einfällt, dass wir noch nicht mit der Claudia geredet haben.

Ohne Keuschli kein Französisch, sagte Judith und stieß Xane aufmunternd mit der Faust, in der sie die kleine Aluminiumkugel verborgen hielt, gegen die Schulter, ist doch eigentlich egal.

Ein vertrautes Gesicht, sagte Xane mit dem schafsartig

andächtigen Ausdruck, mit dem sie üblicherweise Claudia imitierten.

Ein guter Kerl, ergänzte Judith mit derselben schlaffen Grimasse, und dann lachten sie und konnten gar nicht mehr aufhören und standen da und bogen sich und ließen die Tränen laufen und japsten, dass sie sich gleich in die Hose machen würden, so wie früher, als sie noch kleiner waren, da war ihnen das wirklich manchmal passiert.

Am Abend kam die Mutter erstmals zum Essen heraus. Heinz versuchte gerade, Xane das Palatschinkenwerfen beizubringen, aber nachdem ihre erste zum allgemeinen Vergnügen auf dem Badewannenrand gelandet war, weigerte sie sich, es noch einmal zu machen. Xane konnte schlecht verlieren, und wenn ihr etwas nicht sofort gelang, schämte sie sich.

Judith nahm an den Unterhaltungsprogrammen ihres Vaters grundsätzlich nicht teil, sondern saß bucklig am Tisch und wartete auf das Essen. Salome hingegen wollte es unbedingt versuchen, aber nachdem ihr zu viel Teig in die Pfanne geschwappt war, wurde ihr Vater wütend. Diese Palatschinke kann man nicht mehr wenden, schimpfte er, das ist ja beinahe schon Kaiserschmarren.

Unwendlich, ließ sich da Mama vernehmen, eine unwendliche Geschichte, und Heinz schaute so erstaunt, als täte ihm etwas sehr weh.

Zur vereinbarten Zeit läutete das Telefon, Xane senkte das Kinn und wurde ein bisschen rot.

Für einen von euch, sagte Salome zu ihren Eltern, das ist die Frau Molin.

Ihr Vater runzelte die Stirn, bevor er den Hörer nahm, und sah zu Xane hin, aber die hatte sich gefangen und lächelte unschuldig zurück.

Das Gesicht nicht verlieren, dachte Judith und stocherte in ihrem Essen herum, verlier jetzt nicht dein Gesicht, man kann auch den Kopf verlieren, und den Verstand, und das Bewusstsein. Sogar das Leben.

Mama rührte in einem Marmeladeglas. Fehlt Zimt, fragte sie, als wäre sie gerade erst aufgewacht. Xane versicherte, dass das die beste Marmelade sei, die sie je gegessen habe, denn eigentlich esse sie nie Marmelade. Ich bin nämlich keine Süße, sagte sie mit einer Formulierung, die sie bestimmt von ihrer Mutter hatte, und Mama hob den Kopf und antwortete, da sei sie aber froh. Ihre Töchter seien alle beide Süße, Salome habe damals sogar Judiths Schultüte geplündert...

Und vors Schultor gespießen, warf Judith ein.

Wirklich, sagte Mama, daran erinnere ich mich gar nicht. Jedenfalls, wenn ich von mir auf die Kinder schließe, wird das jetzt bald ein Problem.

Ein Problem, fragte Xane, die wohl die Konversation in Gang halten wollte, um nichts von dem Telefonat zu hören, das ohnehin hauptsächlich von ihrer Mutter geführt zu werden schien.

Na, schau mich an, lächelte Mama, ich bin bald die Venus von Willendorf, und Xane lachte und sagte: Jetzt übertreiben Sie aber maßlos!

Heinz gab den Hörer an Xane weiter, stand auf und winkte Judith mit hinaus. An der Tür sah sie, dass Xane ihr verstohlen das Daumen-hoch-Zeichen machte. Dann folgte sie ihrem Vater in das Saunahäuschen.

Als sie zurückkamen, streckte Mama mit ungewohnten Schnalzlauten die Arme nach ihr aus, doch Judith ging vorbei, wich mit der Hüfte ein wenig aus und setzte sich.

Möchte jemand noch eine Palatschinke, fragte Mama in die Stille, ich würde sie machen, ich will auch eine werfen, ich möchte gern wissen, ob ich es noch kann oder ob ich mich verwerfe, wäre das verwerflich? Sie kicherte.

Du kannst es immer am besten, beschwichtigte Salome, das verlernt man doch nicht, aber sonst sagte keiner etwas, und niemand wollte mehr Palatschinken.

Aber Heinz, fing Mama da noch einmal an, Französisch ist schön, ich hätte gerne richtig Französisch gekonnt, und Papa sah sie an und sagte, ja, Zsuzsa, ich weiß.

Doch damit war ihm das Thema noch einmal aufgezwungen, und er begann zu predigen, kurz und scharf und leise, dass er es nicht schätze, bereits getroffene Entscheidungen in letzter Minute umzuwerfen.

Denn ihr habt euch ja für eure alte Schule entschieden, sagte er und sah Xane an, damals im Jänner hat jeder sagen müssen, ob er bleiben will. Da hat euch das nicht interessiert. Deshalb aber ist das jetzt schon die zweite Entscheidung, die ihr in dieser Sache trefft, nicht die ›erste richtige‹, wie deine Mutter es verständnisvoll darstellt. Ich bin, und Judith weiß das genau, der festen Überzeugung, dass man zu Ende bringt, was man, ich betone: aus eigener Entscheidung, einmal angefangen hat, und dass es besser ist, früh mit Selbstdisziplin zu beginnen.

Xane schluckte und schien den Tränen nahe. Die Arme, jetzt hatte sie sich so lange für Heinz' beste Freundin gehalten.

Aber man konnte hören, worauf es hinauslief: Er erlaubte es, er würde noch eine Weile Theater machen, aber am Ende würde er es erlauben, Xane und Judith wechselten die Schule, und Claudia blieb freiwillig zurück.

Xanes Mutter zufolge war Claudia nämlich in Tränen ausgebrochen, als sie von Judiths und Xanes Entschluss

hörte. Ihre Entscheidung jedoch sei so spontan wie eindeutig gewesen. Sie würde da bleiben, wo sie sich auskannte, bei der Frau Professor Fausch und den anderen Kindern; und dass man sich auf euch beide nicht verlassen kann, hat sie jetzt wohl begriffen, hatte Heinz gezischt, bevor er die Schnalle öffnete.

Xane hatte gewonnen. Wie immer bekam sie alles, was sie wollte. Frau Molin hatte bereits die Anmeldeunterlagen besorgt, gleich zweimal, auch für Judith.

Und Claudia waren sie los, obwohl man sich ja theoretisch weiterhin in Claudias und Xanes Wohnhaus treffen konnte. Xane und sie würden auf das Leopoldum gehen, mitten in der Innenstadt, die Sitten, hörte man, seien dort viel lockerer, sie bräuchten kein blödes Altgriechisch zu lernen, alles würde neu und anders. Jetzt fehlte nur, sich zu freuen.

Der Inhalt der Aluminiumkugel sah aus wie hundertjährige Schokolade, grau, trocken und bröselig. Judith zerrieb das Zeug mit den Fingern, über die vorbereiteten Tabakhäufchen, die sie mit der dünnsten Häkelnadel ihrer Mutter aus zwei Zigaretten geholt hatte. Xane saß am Boden, den Rücken gegen die Wand, die Knie aufgestellt und die Arme lang dazwischen. Wir müssen die Claudia anrufen, oder nicht, fragte sie, und Judith nickte. Sie schnitt ein Dreieck aus Papier und rollte es zu einem dünnen Trichter.

Was für ein Aufwand, sagte Xane, macht man das so oder hast du dir das ausgedacht?

Normal mit Zigarettenpapier, sagte sie, die Häkelnadel zwischen den Zähnen, und füllte den Tabak vorsichtig zurück in die hohlen Zigaretten, aber die wissen hier alle, dass mein Vater nur ›Milde Sorte‹ raucht.

Später saßen sie im dunklen Garten, zogen abwechselnd an der ersten umgebauten Zigarette und danach an der zweiten. Schon vor dem ersten Zug mutmaßte Xane, dass der Typ da oben sie gewiss betrogen hatte, na, schauen wir einmal, was er dir da verkauft hat, dröhnte sie.

Dass es keine getrocknete griechische Mulischeiße war, erkannte man genau daran, dass Xane auf solche Formulierungen kam.

Betrug, kicherte Xane, ich hab's dir gesagt, das wirkt überhaupt nicht.

Und es schmeckt ekelhaft, sagte sie und hustete, sie lachte und schwadronierte, was Judith sich da habe andrehen lassen, Schokolade von der Großmutter dieses Typen, wahrscheinlich erst im Weinberg vergraben, Erdgärung, wie die Schweden mit den Fischen, wir rauchen Schokolade, hustete sie, wie es sich in unserem Alter gehört, Schokoladезigaretten oder Mulischeiße. Und so ging es weiter, bis sie irgendwann zu jammern begann, ihr sei schlecht, und sie habe Kopfweh.

Judith lag auf dem Rücken im Gras und fühlte sich ganz leicht. Sie hatte keine Schmerzen mehr. Der Sternenhimmel über ihr war nicht gleichmäßig gewölbt, denn sie konnte ihn mit ihrem Blick zum Ausdehnen zwingen. Er wich zurück und wurde noch größer, sie verursachte Ausbuchtungen dort, wo sie länger hinschaute, Sterntaschen, Milchstraßenfalten, Finsternisbeulen. So viel Macht hatte sie, und nur sie allein wusste davon.

Sie hörte Xane schnattern und war froh, dass sie da war. Antworten musste sie ihr nicht, denn egal, was sie sagte, Xane verstünde es doch nicht. Xane verstand eigentlich gar nichts, und wenn sie ehrlich war, verstand sie Xane auch nicht. Und trotzdem liebte sie sie. Sie liebte auch Claudia, das verschwitzte Schweinchen. Sie liebte sogar ihren Vater,

jedenfalls den Teil von ihm, der ihre Mutter liebte, die anderen Teile brauchte sie nicht geschenkt. Den Gürtel hätte er stecken lassen können, das war echt übertrieben. Sie könnte ihren Hintern Xane jetzt sogar zeigen, denn am nächsten Morgen hätte sie es ohnehin vergessen. Aber dazu war sie zu faul. Sie lag im Gras, die Knie aufgestellt, und drängte mit den Augen die Sterne in den Hintergrund, und Xane schnatterte und schluchzte und kippte plötzlich um, es war noch immer so warm hier draußen, und alles war gut.

Am nächsten Morgen brachte Heinz die drei Mädchen in den Prater. Er gab Judith ungewöhnlich viel Geld und schaute ihr nicht in die Augen. Sie fuhren Autodrom und Taggada, sie ließen Salome schaukeln und Dosen werfen, weil sie sich nichts anderes traute, sie kauften ihr ein Langos und zweimal Eis.

Am frühen Abend riefen sie bei Claudia an, doch sie erreichten niemanden.

In dieser Nacht badete die Mama noch einmal, unter herrlichem, grauenhaftem Gesang. Alles Geschirr blieb diesmal heil, nur Salome tauchte wieder bei ihnen auf. Als Xane, die das Licht angeknipst hatte, Judiths Gesichtsausdruck sah, hob sie zögernd ihre Decke. Ich hab wirklich nur Wasser ausgeschüttet, das letzte Mal, beteuerte Salome, rückte dankbar an die Wand und schlief sofort ein.

Am Tag darauf saßen sie hinten im Gebüsch und warfen den Spaziergängern draußen Kiesel vor die Füße, als Salome, verschmiert von ihren Wasserfarben, angekrochen kam. Verschwinde, zischte Judith, doch Salome wandte sich an Xane und sagte: Deine Mutter sitzt vorn beim Papa und weint. Xane sprang auf, und sie konnte sie

gerade noch am Bein festhalten und ihr ein Lutschbonbon hinstrecken.

Sie fanden die Erwachsenen am Gartentisch. Die beiden sahen aus wie primitiv bewegte Roboter, Xanes Mutter bebte, rotnasig, von Taschentüchern umgeben, die sie abwechselnd knetete, Heinz saß steif, die Hände auf den Knien, nur den Kopf schüttelte er, hin und her, hin und her. Und die Mädchen hatten den Geschmack von Ricola Schweizer Hustenzuckerln auf der Zunge, das würde Judith noch viele Jahre später wissen.

Als Frau Molin Xane sah, sprang sie auf, kam ihr entgegen und umarmte sie. Heinz ging zögernd auf seine Töchter zu, bis er mit der Hand Judiths Schulter erreichte und sich dort irgendwie festhielt. Salome griff nach Judiths Hand. Ihr Haus, die Villa, die unverbesserliche Ruine, stand da, prächtig, bröckelnd, die Sonne schien, und es war immer noch Sommer.

Die Mama lag im gelben Salon zu Bett und summte vermutlich *La Traviata*.

Judith hatte ihr Zuckerl in die Backe geschoben, wo es klebrig schmolz. Sie sah, dass Xanes Mutter zitterte. Später saßen sie in der Küche, und sogar die Mama schlüpfte irgendwann herein wie ein erschrockenes Gespenst, alarmiert vom richtigen Leben. Xanes Mutter schien den schäbigen Bademantel gar nicht zu bemerken. Und dann haben sie die Geschichte erfahren, mehrmals hintereinander, in kaum variierten Schleifen, eine sehr kurze, rätselhafte Geschichte, sie handelte von Claudia, die in der Nacht Kopfschmerzen bekam, schreckliche, unerträgliche Kopfschmerzen, und Lizzie hat nichts Besseres gewusst, als in die Nachtapotheke zu rennen, denn was soll das schon sein, Kopfschmerzen, wenn sie Fieber gehabt hätte oder Krämpfe, aber es waren ja nur Kopfschmerzen. Lizzie hat

warten müssen, nicht lange, nur ein anderer vor ihr mit seinem Rezept, sie kaufte eine große Packung Aspirin, und als sie nach Hause kam, waren keine zehn Minuten vergangen, aber Claudia hat da schon nicht mehr gelebt.

Xane wurde entführt, zurück in die Stadt, und Judith blieb allein. Wie zur Bestätigung kippte der übertriebene Sommer ein paar Tage später in einen zu frühen Herbst. Salome und Judith halfen ihrem Vater beim Rasenmähen, frästen ungeschickt einen Hauch von sinnloser, verspäteter Ordnung in den Urwald.

Heinz war mit der Sauna fertig geworden, und die Mama klatschte vor Begeisterung in die Hände. Sie malte sich aus, wie sie sich im Winter dort aufheizen würde, so sehr, dass sie sich nachher nackt im Schnee wälzen könnte. Von dieser exaltierten Ankündigung abgesehen, änderte sich nicht viel. Sie blieb tagsüber in ihrem Zimmer, sie ging manchmal nachts spazieren, und Judith lernte, die Waschmaschine zu bedienen. Einmal fuhren Salome und sie mit dem Bus in die Stadt, um die Sachen für den Schulanfang zu besorgen.

Am Telefon erzählte Xane, dass sie und ihre Mutter viel Zeit unten bei Lizzie Denneberg verbrachten. Dass die Großeltern aus Tirol gekommen seien und im Wohnzimmer Rosenkränze beteten.

Damit möglichst viele Schüler teilnehmen konnten, wurde Claudia erst am Nachmittag des ersten Schultags begraben.

Heinz weckte Judith im Morgengrauen und sagte ihr, dass er die Mama ins Spital bringen müsse. Irgendetwas musste in der Nacht passiert sein, aber diesmal hatte sie nichts gehört. Sie trat ans Fenster und sah ihnen nach.

Heinz führte Mama am Arm durch den Garten zum Auto, sie ging langsam, als wäre sie alt, der Hund lief neben ihr her und sprang immer wieder an ihr hoch, aber sie reagierte nicht.

In der Küche stand eine halbe Tasse Kaffee, Judith trank sie aus. Der Geschmack war fremd und fürchterlich. Aus dem Kasten ihrer Mutter holte sie ein schwarzes Kleid mit Spitzeneinsätzen und schwingendem Rock. Sie nahm ein lila Seidentuch und band es sich wie einen Turban um den Kopf, die Haare fast ganz darunter verborgen. Nur oben ließ sie ein Büschel herauschauen, wie eine Flamme. Salome lachte. Du schaust aus wie eine Opernsängerin, sagte sie.

Bevor sie gingen, holte Judith sich Papas alten Trenchcoat, auf den hatte sie es schon lange abgesehen. Sie verzierte ihn mit zwei Stickern – *No future* und *Atomkraft, nein danke* –, dann war sie bereit für den Tag.

Hoffentlich sind wir früher zurück als die Eltern, sagte Salome zweifelnd, und Judith sagte: Aber sicher, Baby.

Judith suchte eine Weile, bis sie das richtige Klassenzimmer fand. Vor der Tür stand Xane und sah aus, als traute sie sich nicht hinein. Sie roch geföhnt und nach Vanilleshampoo, das Vertretbarste waren ihre schmutzigen Tennisschuhe. Ein Mädchen mit kurzen pinken Haaren und einem Nasenring kam auf sie zu; so etwas war in ihrer alten Schule einfach undenkbar.

Hast du Feuer, fragte das Mädchen Judith. Durch Xane sah sie hindurch.

Zu spät, Pinkie, sagte Judith und deutete nach hinten, wo eine Lehrerin den Gang entlangkam. Sie blinzelte dem Mädchen zu wie einer alten Bekannten und ging mit ihr zusammen hinein.

Sie waren nur zu zwölft, und alle verstreuten sich wie im Kaffeehaus, mit möglichst viel Abstand zueinander. Das pinke Mädchen setzte sich an Judiths Seite, so bildeten sie mit Xane schon fast eine Gruppe. Die Lehrerin schwang sich vorne auf ihren Tisch, schlug die Beine übereinander und stach mit dem Finger durch die Luft in Richtung eines verschlafenen Burschen, der aussah wie zwanzig: Smutny, in die letzte Reihe, wie immer, und wenn du nur ein einziges Wort sagst, fliegst du raus und bleibst bis Weihnachten draußen.

Smutny stand langsam auf, wie ein zgedröhnter Bär, und ging nach hinten. Seine Tasche schleifte er am Träger nach. Er tat Judith beinahe leid, er wirkte nicht gefährlich, eher behindert. Die Lehrerin sah aus wie eine Kassierin im Supermarkt, scharfe Nase, blondiert, Krähenfüße. Sie kramte in ihrer Tasche, sah auf einen Zettel, sah Judith und Xane an und fragte: Molin, Baer? Wer ist wer? Sagt man Mólín oder Molín?

Molín, sagte Xane ein bisschen zu schrill, das bin ich.

Und du heißt wirklich Roxane? Na, dein Problem.

Einige lachten. Judith verzog verächtlich den Mund, das konnte man so oder so deuten.

Mit den anderen macht ihr euch sicher selbst bekannt. Mein Name ist Frenkel, und ich habe das Unglück, der Klassenvorstand dieses traurigen Haufens zu sein.

In diesem Stil ging es weiter. Judith amüsierte sich. Hier ließ es sich gut aushalten. Hier würde sich Xane ein wenig umstellen müssen, fern von der mächtigen Fausch, deren ruppig behandelte Liebling sie gewesen war. Diese Frenkel sah nicht so aus, als ob Lateingenies ihr Eindruck machten.

Nach einer knappen Stunde war die Sache vorbei. Sie bekamen einen Stundenplan und waren entlassen. Drau-

ßen am Gang öffnete die Frenkel ein Fenster, zog eine Zigarette heraus und schnippte mit dem Finger nach der Pinken. Die zuckte mit den Schultern und zeigte auf Judith. Judith gab der Lehrerin Feuer. Sie hätte zu gern selbst eine geraucht.

Ein Jahr noch, ungefähr, fragte Frau Frenkel kumpelhaft, ich geh gleich, und dann seh ich nichts mehr. Als Judith sich grinsend zu Xane umdrehte, schwang ihr tollkühnes Kleid unter dem Mantel. Doch Xane war schon weit weg, auf der Flucht in Richtung Treppenhaus.

Judith verbrachte den Vormittag mit der Nasenring-Person, die Doris hieß, aber Dodo genannt werden wollte. Sie war die Stieftochter eines bekannten Theaterregisseurs und hielt sich für bisexuell. Die Haarfarbe und das Piercing gehörten zu der verzweifelten, aber wirksamen Verkleidung, die die meisten unerwünschten Personen (Erwachsene, uncoole Kinder) auf Abstand hielt; in Wahrheit war sie ein unsicheres Hühnchen, das vorsichtshalber jedem erst einmal ins Gesicht sprang. Judith hatte das nach drei Minuten durchschaut; nach vier Minuten fraß Dodo ihr aus der Hand. Als sie hörte, dass Judith in den Prater musste, wollte sie mit. Dodo hatte Geld; sie hatte massenhaft Zigaretten, und sie fuhr furchtbar gern Autodrom. Beinahe hätten sie die Zeit übersehen. Dodo folgte Judith bis zur Straßenbahn, und Judith sah keinen vernünftigen Grund, sie nicht zum Friedhof mitzunehmen, als sie darum bat. Nun würde sie ihre Sticker nicht abnehmen können, aber das war egal, die Fausch ging das sowieso nichts mehr an.

Auf der langen Fahrt unterhielten sie sich über dies und das. Dodo behauptete, sie könne über ihren Stiefbruder exquisiten Shit besorgen. Mach dir keine Mühe, sagte Judith, obwohl das eine großartige Nachricht war.

Über Claudia, zur Erklärung, sagte Judith düster: Sie war meine beste Freundin.

Dodo fragte erleichtert, nicht der dünne Mod, wie heißt sie, Molin?

Ach, die kleine Spießerin, seufzte Judith und sah aus dem Fenster, und Dodo kicherte und sagte: Ja, so was sieht man immer gleich.

An Claudias Grab stand der Schulchor der Unterstufe, lauter Kinder zwischen elf und vierzehn, teils verstört, teils umso lachlustiger, manchmal beides zugleich. Nicht alle waren angemessen gekleidet, das war das Problem, wenn so etwas mitten in den Ferien geschah. Die Nachricht erreichte nie alle.

Xane hatte sich zum Chor gestellt, oder sich hinter dem Chor versteckt, Judith sah nur einen Zipfel ihres Parkas. Xanes Eltern standen vorne, bei Lizzie. Judith blieb hinten.

Der Chor sang *Tauet Himmel, den Gerechten*, was nicht passte, aber das einzige Kirchenlied im Repertoire war.

Die Musik, egal welche, war bei einem Begräbnis die Hauptsache. Das Gerede machte nichts besser, aber das schöne Lied war der Moment, noch einmal fest an Claudia zu denken.

Dass sie da vorne in der Holzkiste liegen sollte, die ganze Claudia mit ihrem Schweinsnäschen und den blonden Haaren, die sie ihr bestimmt noch einmal gewaschen hatten, konnte einem Platzangst machen. Es war unvorstellbar. Sie konnten sie nicht im Ernst da hineingelegt haben; Claudia hat nämlich Angst vor der Dunkelheit. Sie hat deshalb eine Nachtlampe, mit Maikäfern, total kindisch. Zu den Skikursen und Landschulwochen bringt sie einen Smiley mit, den man direkt in die Steckdose steckt.

Notlicht, kaum Stromverbrauch. Wenn man es aussteckt oder zum Spaß mit der Hand abdeckt, weint sie, ganz leise und hoffnungslos, so wie sie eben weint. Sie mag Blumen und Tiere. Sie hat im März Geburtstag, sie ist Fisch, Aszendent Steinbock. Ihre Lieblingsfarbe ist, Judith schloss die Augen und dachte nach, ihre Lieblingsfarbe war bis vor einem Jahr Grün, aber seither, sie hörte Claudias Stimme mit dem affigen Satz: Seither mag ich alle Kombinationen von Weiß und Orange am liebsten.

Ich möchte Biologie studieren. Ich würde später gerne in einem Nationalpark arbeiten, nicht im Zoo, Zoos sind schrecklich für die Tiere. Schau, Judith, ich hab den Engel aus Goldpapier fertig, aber ich krieg ihn einfach nicht auf die Laterne drauf. Ich vermisse euch und die Stadt und das richtige Leben, hier ist es schon schön, aber auch ein bisschen fad. Mein Opa bringt mir das Ziegenmelken bei. Gestern war ich mit der Oma in den Schwammerln. Ich wünsch mir zu Weihnachten eine Getreidemühle. Xane, was heißt ›pernicies‹? Judith, hast du noch türkise Wolle? Könnt ihr runterkommen und mir die Mathehausübung erklären?

Denn erfüllet ist die Zeit, machet euer Herz bereit.

Nach dem Lied löste sich die Ordnung auf, und alles ging durcheinander. Dann formierten sich die Menschen zum Dreieck, dessen Spitze zur Trauerwarteschlange ausdünnte. Langsam vorrücken, irgendetwas draufwerfen auf Claudia, Blumen oder Erde. Das Geräusch der Erde auf dem Sarg musste von innen entsetzlich klingen.

Xane wartete mit einem Strauß heller Rosen hinter den Chorkindern. Judith scherte aus, machte einen großen Bogen um die Trauergesellschaft und drängte sich neben

sie. Sie zupfte sie am Ärmel und streckte ihr eins der beiden braunen Papiersackerln hin, die sie im Prater besorgt hatte.

Es raschelte. Xane sah sie verständnislos an. Da riss Judith das Papier einfach auf, und zum Vorschein kamen die beiden dicken Bälle Zuckerwatte, rosa Zuckerwatte, die gar keine Ähnlichkeit mit Judiths Haarfarbe hatte, sondern eigentlich den Ton von Dodos Igelfrisur. Judith streckte Xane einen der Holzstiele entgegen, doch Xane hatte die Hände voll mit ihren Rosen. Judith verstand, nickte, schaute sich um, da war Dodo hinter ihr und nahm Xane die Blumen ab.

Dann stehen sie noch einmal nebeneinander, Judith und Xane, die schrille Dodo hält sich im Hintergrund. Sie zupfen beide an ihrer Zuckerwatte herum, durch den Transport sind die flauschigen Spindeln ein bisschen flachgedrückt worden. Xane und Judith streicheln ihre Zuckerwatte, sie frisieren sie zurecht und rücken gemeinsam vor, bis sie am offenen Grab stehen. Da unten ist Claudia. Oben sind Xane und sie, zum letzten Mal zu dritt. Judith in Papas Mantel, dazu der lila Turban und die Sticker, no future, nein, für Claudia nicht mehr.

Judith zählt leise vor, und auf drei werfen sie die rosa Bälle hinunter. Das macht kein Geräusch, nur ein leises Knirschen der Zuckerfäden, Claudia wird es nicht hören, sie wird davon nicht erschrecken, und selbst, wenn die Farbe nicht stimmt, schirmt sie der Zucker ein wenig ab von der hinterherfliegenden Erde. Sie bleiben noch einen Moment, dann treten sie zur Seite.

Am Ausgang stehen Xanes Eltern mit der Fausch zusammen. Xanes Mutter hat rote Augen. Der Gesichtsausdruck der Fausch, als sie Judith die Hand gibt. Xane ist wieder hinter ihr.

Hat es dir dort gefallen, Xane, im Leopoldäum, fragt die Fausch. Sie fragt im Singular. Und zum ersten Mal nennt sie eine Schülerin beim Vornamen, wahrscheinlich weil die Eltern danebenstehen. Da kann man schlecht ›Molin‹ schnauzen, wie sonst. Eigentlich typisch, dass sie alle Vornamen gekannt hat, auch die gebräuchlichen Abkürzungen, sie hat immer alles gewusst und sich einen Spaß daraus gemacht, es zu verbergen.

Xane antwortet nicht gleich, wahrscheinlich heult sie noch immer. Sie ist schwach, und deshalb wird alles so werden, wie es am besten für sie ist. Sie ist wieder ein kleines Kind mit Vanilleshampoo, kein Teenager mit überstürzten, aber umso heftiger vorgebrachten Entscheidungen, dem die Erwachsenen schon wegen seiner schieren Körpergröße willfahren. Dann schüttelt Xane heftig den Kopf, mit niedergeschlagenen Augen, und wehrt sich nicht, als ihre Mutter ihr den Arm um die Schultern legt.

Judith nickt den Molins zu, hebt grüßend die Hand und geht. Hinter ihr schlurft Dodo, Judith wendet sich im Gehen halb zu ihr um und macht die Gebärde für Rauchen. Obwohl sie noch viel zu nahe sind.

Errare humanum est, hört sie hinter sich die Fausch mit ihrer ironischen Schulstimme sagen, komm morgen wieder zu uns zurück, und wir vergessen das Ganze.

Judith geht mit hoherhobenem Kopf in Richtung Straßenbahn. Sie raucht, Kleid und Mantel wogen um ihre Beine, und sie erregt Aufmerksamkeit, damit und mit der verrückten Nudel an ihrer Seite. Und das sind jetzt eben die neuen Verhältnisse, getrennte Wege, das Ende der Kindheit.

*Man kann nicht leben mit einer Erfahrung,
die ohne Geschichte bleibt, scheint es,
und manchmal stellte ich mir vor, ein anderer habe
genau die Geschichte meiner Erfahrung ...*

– Max Frisch –

2 Am Vorabend war Bernays noch mit Pauline zusammen gewesen, Paula, Pavla, Pola, Poletta, Polina. Und jetzt saß er im Flugzeug, sein ganzer Kopf ein Statement, dass er niemals erwachsen werden wollte: ein Hennaexperiment mit Mitte vierzig. Er hatte es ihr bereits gebeichtet, vom Flughafen aus. Sie hatte gekichert, ein wenig gelangweilt, und ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, dass es sich herausgewaschen haben würde, bis sie einander wiedersahen. Das kränkte ihn, denn es klang, als wollte sie ihn so nicht haben, abenteuerlustig, veränderungsbereit. Umso lauter hatte er gelacht und sich dabei wie ein Affe gefühlt, ein plumper, neuerdings rothaariger Affe. Aber jetzt hob er ab, er ging auf Reisen, von Pola nach Polen. Ein schlechter Scherz. Und außerdem gar nicht wahr. Er flog nach Wien, um seine Reisegruppe abzuholen. Sein persönliches Häuflein Unbeirrbarer würde er mitten unter den alten und neuen Nazis um sich scharen und ausgerechnet nach Auschwitz entführen, seine Bernays-Österreicher, im Gegensatz zu den Schindler-Juden. Er strich sich durch die Haare, tat so, als würde er seine Kopfhaut massieren, obwohl ihn niemand beach-

tete. Eine der typischen menschlichen Allmachtsphantasien. Immer verwechselt man den eigenen Blick mit dem der anderen. Nur weil man selbst vor dem eigenen Spiegelbild noch mehr als sonst erschrickt – die unausgeschlafene Blondine hatte viel zu viel geschnitten –, ist man noch lange nicht auffälliger. Auch er, auf seiner ewigen Suche nach Unschuld und Wahrheit, beobachtete am liebsten die Selbstvergessenen, Mädchen, denen der Ausschnitt immer über dieselbe Schulter herunterrutschte und die am linken Daumen kauten, während sie Prüfungen schrieben, Yannick, der in der Sauna seinen Schwanz lang zog, als wäre er ihm unwillkürlich zu kurz. Er bemerkte das gar nicht, denn während er zog und zog, direkt nach oben zum Nabel oder die Oberschenkel entlang Richtung Knie, dass andere allein vom Zuschauen Schmerzen bekamen, diskutierte er auf höchstem Niveau über die Beurteilung von Arisierungsakten. Oder Pauline, deren rechtes Augenlid zuckte, als sie Bernays wieder einmal den Unterschied zwischen ihm und Andrej erläuterte, der eine kein Vater, der andere kein Liebhaber. Dass sie aber beides brauche, nicht wahr. Und um zu betonen, wie ernst sie das meinte und wie vollkommen legitim das war, hatte sie die Hände auf dem Tisch übereinandergelegt und sah ihm geradeaus in die Augen, ein Bild der Ruhe und überwältigenden weiblichen Weisheit. Wenn nur das rechte Lid nicht gezuckt hätte.

Verstohlen rieb sich Bernays hinter den Ohren. Nicht kratzen, Kopfkratzen ist ekelhaft. Reiben, massieren, so tun, als würde man Druckpunkte kennen. Dann legte er die Hände schnell auf den Oberschenkeln ab, wo er sie unauffällig mustern konnte. Keinerlei Farbe daran. Man müsste einmal nachschlagen, ab wann sich Menschen die Haare gefärbt haben und womit; im Prinzip ein hübsches

Dissertationsthema, die gesellschaftlichen Implikationen des Haarfärbens von der Steinzeit bis heute. Er hatte zu viel getrunken, am Vorabend, nachdem er zu Hause angekommen war. Anstatt zu packen, war er am Fenster gesessen und hatte stupide getrunken.

Seit fünfzehn Jahren schlief er mit Pauline; die ersten Jahre hatte er sie für die Liebe seines Lebens gehalten. Als sie Andrej heiratete, musste er einsehen, dass sie das offenbar anders sah. Obwohl sich erst wenig änderte; sie verreisten weiterhin zusammen, sie erkundeten die Welt, und überall, in Rom und in Lissabon, in Jerusalem und in Kapstadt, bildete er sich ein, dass fremde Menschen ihn verstohlen musterten, als wäre ihnen unbegreiflich, was diese fragile Schönheit an ihm fand.

Es folgte eine schreckliche Pause, die sie ihm nicht richtig erklären konnte, Abstand, Neuordnung ihrer Gedanken und Gefühle. Er hatte es für das Ende gehalten; es war die schlimmste Zeit seines Lebens. Er hatte sogar an Selbstmord gedacht, nicht ernsthaft, aber immerhin. Sie hingegen wollte nur sicherstellen, dass tatsächlich Andrej der Vater ihres Kindes wurde, so, wie es ihr moralisch geboten schien. Bernays wurde reichlich entschädigt, denn sobald sie schwanger war, brauchte sie mehr Sex als je zuvor. Da durfte wahrscheinlich sogar Andrej öfter ran, wie sich Bernays damals manchmal bitter vorstellte. Inzwischen war er über solche Dinge längst hinaus.

Als der richtige Zeitpunkt für ein zweites Kind gekommen war, schlug sie ihm vor, sich ein Freisemester zu gönnen. Er gab ihr überschwänglich recht, obwohl sie die Ironie nicht bemerkte. Er errang ein bedeutendes Forschungsstipendium in Washington, ein Jahr lang, und war wild entschlossen, die erstbeste zutrauliche Amerikanerin zu heiraten. Er traf mehrere, die hübsch waren und zu

ihm aufsahen; nur wollte er dann sein Leben nicht aus Trotz zerstören. Bei keiner fühlte er sich wie bei Pauline: so nichtswürdig, unzulänglich und dennoch geliebt, wie es sonst nur Kindern geschieht. Das Rätsel der Liebe, das süchtig macht. Inzwischen hatte sie drei Kinder, *meine kleine Bigamistin*, wie er sie manchmal, seine Finger zwischen ihren Beinen, nannte.

Andrej und er waren die besten Freunde. Ob dieser schlanke, freundliche Intellektuelle der dümmste oder, im Gegenteil, der großzügigste und weiseste Ehemann der Welt war, wusste Bernays noch immer nicht zu entscheiden. Polina danach zu fragen, hütete er sich. Wenn er, Andrej, verunglückte, müsse Bernays für die Kinder sorgen, am besten gleich Pauline heiraten, dieses Versprechen hatte Andrej ihm vor Jahren abgenommen und ihn damit fast zum Weinen gebracht.

Bernays liebte Paulines Kinder auf eine hilflose, tapsige Art; er war ihnen und seiner Liebe zu ihnen nicht gewachsen. Als Autorität unbrauchbar, wie Pauline sagte, aber Autoritäten gebe es ja zum Glück genug. Manchmal hielt er sie tatsächlich für seine eigenen Kinder, diese amüsanten kleinen Menschen, die Pauline ihm vorenthalten oder erspart hatte, je nachdem. Was machte sie eigentlich so sicher, dass er kein Vater sein könnte? Ein Großteil der Menschheit beklage sich rein habituell über die eigenen Väter, hatte er einmal, nackt bis auf zeltartig abstehende Seidenshorts, in einem venezianischen Hotelzimmer ausgerufen. Damit sei über die Faktizität dieser Klagen gar nichts ausgesagt! Draußen schneite es, Nebel über den Kanälen, und ein fast unanständig flauschiger Teppich kitzelte ihn zwischen den Zehen. Ach Liebling, seufzte Pauline vom Bett aus, schau dich doch an.